DER VOLKSWIRT

Wirtschaftsgeschichte im Wandel

Nur 32 Lehrstühle befassen sich vorrangig mit Wirtschaftsgeschichte in Deutschland. Neue Methoden haben in der Forschung aber eine regelrechte Goldgräberstimmung ausgelöst. Plädoyer für ein kleines Fach mit großen Chancen.

Von Jan-Otmar Hesse und Christian Kleinschmidt

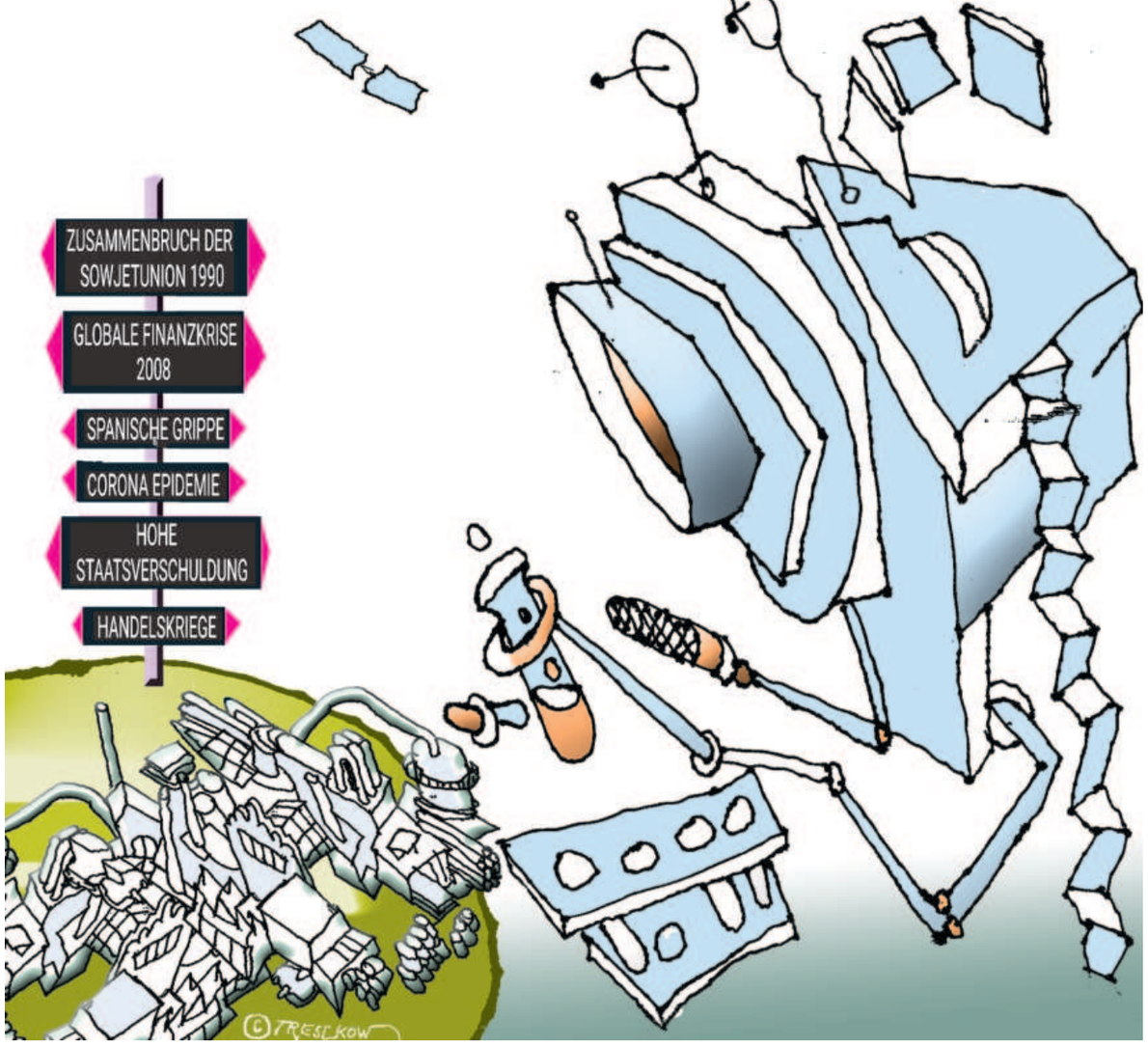

Illustration Peter von Tresckow

Die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Krisen der letzten Jahre laden immer wieder dazu ein, nach historischen Vergleichen zu fragen, um die Gegenwart besser zu verstehen oder vielleicht sogar um mittel- und langfristige Risiken gegenwärtiger Entscheidungen besser abschätzen zu können. Weil sich die Zeit seit der globalen Finanzkrise 2008, ja eigentlich sogar seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion 1990 dabei durch eine so große Stabilität auszeichnete, führt der Griff in die Geschichte hierbei weit, häufig sogar sehr weit zurück.

Welche Auswirkungen hatte die Spanische Grippe nach dem Ersten Weltkrieg für die wirtschaftliche Erholung, so wurde nach der Corona-Pandemie gefragt? Welche langfristigen Belastungen gehen von hoher Staatsverschuldung aus, und welche Schuldenstandsquote ist tragbar, so fragten Carmen Reinhart und Ken Rogoff nach der Lehman-Krise in ihrem viel zitierten Buch „This Time is Different“? Die jüngst mit dem Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften ausgezeichneten Forscher um Daron Acemoglu untersuchen die Bedeutung der Stabilität von Institutionen für die wirtschaftliche Entwicklung und haben hierfür ein ganz neues statistisches Methodenarsenal für die historische Forschung nutzbar gemacht. Auch über die destruktive Wirkung von Handelskriegen forscht die akademische Wirtschafts- und Sozialgeschichte und über die Bedeutung geopolitischer Bedrohungslagen für moderne Gesellschaften. Wie kann es dem kleinen akademischen Lehr- und Forschungsgebiet, in dem in Deutschland gerade einmal 32 Lehrstühle verortet sind, gelingen, auch in Zukunft die nötige Expertise für solche wichtigen gesellschaftlichen Fragen zu liefern?

Zum Vergleich: Die Anzahl der Professuren für Wirtschaftswissenschaften liegt bei deutlich mehr als 2000, von denen der überwiegende Teil auf die Betriebswirtschaftslehre entfällt, die als das größte Studienfach in der Bundesrepublik gilt. An einzelnen Hochschulen wie etwa der Frankfurt School of Finance existieren allein etwa 50. Anders als in den Wirtschaftswissenschaften gibt es jedoch nicht die Unterteilung in eine volkswirtschaftliche und eine betriebswirtschaftliche, sondern eher in eine makromakroökonomische und eine unternehmenshistorische Ausrichtung, wobei Letztere nur über zwei bis drei Professuren verfügt. Der Grad der wissenschaftlichen Arbeitsteilung im Fach ist also gering, der potentielle Aufgabenbereich und der abzudeckende Zeitraum – theoretisch von Spätmittelalter bis in die Gegenwart reichend – sind riesengroß.

> „Mit Blick auf die Methodenfrage ist das kleine Fach Wirtschaftsgeschichte zweigeteilt“

Das gilt insbesondere dort, wo die Wirtschaftsgeschichte den Philosophischen Fakultäten angegliedert ist, die oftmals mehr als 50 Prozent der Studierenden ausmachen.

Für angehende Lehrerinnen und Lehrer bietet die Wirtschaftsgeschichte die einzige Gelegenheit, sich während des Studiums mit ökonomischen Zusammenhängen und Entwicklungen auseinanderzusetzen. Die Zugehörigkeit entweder zur philosophischen oder zur ökonomischen Fakultät entscheidet schließlich über die methodische Ausrichtung der wirtschaftshistorischen Professuren. Im Fach Geschichtswissenschaft steht die historisch-kritische Methode der Quelleninterpretation im Vordergrund, die vor allem auf der Auswertung von schriftlichen, zunehmend auch unter Berücksichtigung anderer Quellengattungen wie Bildern, Filmen oder mündlichen Quellen beruht. Man spricht hier von qualitativ arbeitenden Wirtschaftshistorikerinnen und -historikern. An wirtschaftswissenschaftlichen Fakultäten basieren Forschung und Lehre zumeist auf der Anwendung mathematisch-statistischer Verfahren, die in den letzten Jahrzehnten die Wirtschaftswissenschaften dominierten.

Mit Blick auf die Methodenfrage ist das kleine Fach Wirtschaftsgeschichte also zweigeteilt, was in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung zu durchaus produktiven Spannungen, aber auch zu spannenden Ergänzungen führen kann. Diese treffen in der wissenschaftlichen Praxis zumindest einmal jährlich auf den Tagungen des „Wirtschaftshistorischen Ausschusses des Vereins für Socialpolitik“, der größten wirtschaftswissenschaftlichen Vereinigung in Deutschland, aufeinander. Zugleich versteht sich die Wirtschaftsgeschichte als ein Brückenfach, welches sowohl in die Geschichtswissenschaften als auch in die Wirtschaftswissenschaften hinein wirkt und von dort inhaltliche und methodische Anregungen aufnimmt. Das gilt auch für andere Nachbarfächer wie etwa die Geographie, die Sozial- und Kulturwissenschaften, die Anthropologie oder die Ethnologie, wobei die inter- oder transdisziplinären Kontakte an vielen Hochschulen sicherlich noch ausbaufähig sind. Schließlich wird deutlich, dass das Fach Wirtschaftsgeschichte und seine unterschiedlichen Ausprägungen im Wesentlichen historisch zu erklären ist.

Als akademisches Fach ist die Wirtschafts- und Sozialgeschichte in den letzten Jahren durch zwei Revolutionen gewaltig durchgeschüttelt worden: Zum einen eigneten sich einige methodische Innovationen in der Ökonometrie, die nach ihren bekanntesten Verfechtern, Joshua Angrist und Jörg-Steffen Pischke, gelegentlich auch als „credibility revolution“ bezeichnet worden ist, hervorragend zur Analyse von historischen Daten, wodurch in der Volkswirtschaftslehre eine regelrechte Goldgräberstimmung ausgelöst worden ist. Wirtschaftsgeschichte war nach einer langen Phase der Abstinenz wieder „sexy“, wie Patrick Bernau in dieser Zeitung schrieb.

Zum anderen – und damit im Zusammenhang stehend – sanken die Kosten des Arbeitens mit großen Datensätzen in den letzten Dekaden ganz erheblich, und viele erfolgreiche Publikationen resultieren aus der Auswertung und Kombination von solchen Datensätzen, was freilich auch Probleme mit sich bringt. Nicht immer nämlich sind die Daten solide erhoben worden, was aber in der Publikationskultur der gegenwärtigen Wirtschaftswissenschaften kaum auffällt, da in den Begutachtungsverfahren überwiegend auf die Eleganz der Methode geachtet wird.

Durch diesen Methodenimport ist die Wirtschafts- und Sozialgeschichte heute diejenige historische Wissenschaft, die mit Abstand die größte empirische Belastbarkeit hervorbringt. Zugleich geht diese Entwicklung an der Geschichtswissenschaft aber weitestgehend vorbei. Hierfür gibt es neben dem beklagenswerten Niedergang der historischen Studiengänge insgesamt und der umfassenden Politisierung der Disziplin, die an manchen Stellen Züge eines grundsätzlichen Antiökonomismus trägt, auch strukturelle Gründe. Denn die methodischen Innovationen in den Sozialwissenschaften betreffen längst nicht nur den Bereich der Wirtschaft im engeren Sinne. Auch die Beiträge beispielsweise des Teams des Bonner Mikroökonomen Benny Moldovanu zum berühmten Flaggenstreit in der Weimarer Republik oder der Gruppe um Maja Adena über die Bedeutung des Radios für den Aufstieg der Nationalsozialisten sind in der Geschichtswissenschaft unbekannt geblieben.

> „Nur in größeren Arbeitsgruppen ist der Aufbau von international konkurrenzfähigen Datensätzen möglich“

Für die Wirtschafts- und Sozialgeschichte ist diese sehr einseitige Orientierung ihrer Mutterdisziplin auf die kulturwissenschaftlichen Resonanzräume ein Problem, das langfristig dazu führen könnte, dass das Fach insgesamt den hochschulpolitischen Sparzwängen zum Opfer fällt, denn noch immer findet sich die größere Zahl der Lehrstühle in geschichtswissenschaftlichen Instituten. Damit würde aber auch die große und wichtige Tradition der Überprüfung einer soliden Verwendung von historischen Wirtschaftsdaten, der guten Kenntnis historischer Institutionen, die sich nicht aus der Gegenwart ableiten lassen (wer weiß heute noch, was eine Devisenbewirtschaftung ist?) und der Einbettung der häufig kleinteiligen empirischen Forschungsergebnisse in einen größeren Zusammenhang untergehen.

Wenn in Deutschland, das im 19. Jahrhundert wohl zu den Mitbegründern dieses Faches gehörte, die Wirtschafts- und Sozialgeschichte konkurrenzfähig aufrechterhalten werden soll, so führt an der Schaffung von Forschungs- und Lehrzentren kein Weg vorbei. Die schwierige Integration von avancierten statistischen Methoden und quellenorientierter geschichtswissenschaftlicher Tradition gelingt auch im Ausland nur in hinreichend großen Arbeitsgruppen, wie etwa der London School of Economics and Political Sciences, die sich ein ganzes Department für Wirtschaftsgeschichte leistet, das etwa so groß ist wie die gesamte Disziplin in Deutschland.

Auch in anderen Ländern kam es in den vergangenen Jahren zur Zentralisierung des Faches, etwa durch Thomas Piketty an der Paris School of Economics, im schwedischen Lund, im dänischen Odense, im norwegischen Trondheim, an der Bocconi Universität in Mailand. Nur in solchen größeren Arbeitsgruppen ist es möglich, den systematischen Aufbau von international konkurrenzfähigen, aber zugleich verlässlichen Datensätzen zu erreichen, die das Fach heute für belastbare gesellschaftspolitische Interventionen benötigt. Und diese Expertisen zu langfristigen Transformationsprozessen und den disruptiven Folgen von Krisen sind heute wichtiger denn je. Solche Zentren sind aber auch für die Ausbildung von Wirtschaftshistorikerinnen und -historikern wichtig, die in den unterschiedlichsten Berufsfeldern gebraucht werden.

Das „Kleine Fach“ Wirtschaftsgeschichte bietet als Brückenfach schon während des Studiums ein breites inhaltliches Spektrum. Im Rahmen des geschichtswissenschaftlichen Studiums wird es in Bachelor- oder Masterstudiengängen mit anderen Fächern kombiniert und ist Teil einer umfassenden historischen Ausbildung, in der neben inhaltlichen Kenntnissen vor allem Fähigkeiten der Recherche, der Informationsverarbeitung, der Kommunikation und der Präsentation erworben werden, die eine wichtige Basis für den Umgang mit Informationen und zugleich ein Bollwerk gegen Fake News darstellen. Für Lehramtsstudierende wäre zudem eine gewissen Grundversorgung mit wirtschafts- und unternehmenshistorischen Themen wünschenswert, schließlich stellt die Wirtschaft neben der Politik, sozialen und kulturellen Aspekten einen Grundpfeiler gesellschaftlicher Entwicklung dar. In Kooperation mit der Gesellschaft für Unternehmensgeschichte in Frankfurt erarbeiten einige wirtschaftshistorische Professuren deshalb ein digitales Lehrangebot („Schule Unternehmen“), welches Lehrkräften entsprechendes Unterrichtsmaterial digital zur Verfügung stellt.

Klassische Berufsfelder von Wirtschaftshistorikern sind Museen (zum Beispiel Industriemuseen, Firmenmuseen, Freilichtmuseen) und Archive, insbesondere Wirtschafts- und Unternehmensarchive. Für Letztere wird keine spezifische Archivausbildung benötigt, ganz im Unterschied zu öffentlichen Archiven, die einen mehrjährigen Besuch an einer Archivschule voraussetzen. Wirtschaftshistoriker und Wirtschaftshistorikerinnen, das gilt vor allem auch für diejenigen an wirtschaftswissenschaftlichen Fakultäten, finden darüber hinaus auch in unterschiedlichen Bereichen privater und öffentlicher Unternehmen eine Anstellung. Die oben genannten inhaltlichen und formalen Kompetenzen befähigen auch zum Einsatz in klassischen Medien wie Rundfunk, Fernsehen oder Printmedien in den entsprechenden Ressorts, in der Verwaltung oder bei Verbänden.

Jan-Otmar Hesse ist Professor für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Bayreuth.

Christian Kleinschmidt ist Professor für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Philipps-Universität Marburg.

EUROPLATZ FRANKFURT

Zwischen Zöllen und Ergebnissaison

Von Tuan Huynh

Wir sehen Risikoanlagen in einem Tauziehen zwischen soliden US-Unternehmensgewinnen, angetrieben durch das Thema Künstliche Intelligenz (KI), und Zöllen, die das Wachstum hemmen und gleichzeitig die Inflation anheizen. Die Ergebnisse des zweiten Quartals deuten darauf hin, dass das KI-Thema gewinnt. Jedoch bleibt die Frage offen, wer die Zölle bezahlen wird. Erste Anzeichen deuten darauf hin, dass sowohl Verbraucher als auch Unternehmen zahlen werden. Wir glauben, dass die Stärke der US-Unternehmen den negativen Zoll-Effekt abfedern könnte, und bleiben bei dem Thema KI und in US-Aktien übergewichtet. Wir schauen granularer hin, wenn wir die Auswirkungen der Zölle betrachten.

Die am 2. April angekündigten „Reziprozitätszölle“ der USA, die historische Marktvolatilität auslösten, nehmen nun Gestalt an, da die USA Vereinbarungen treffen oder höhere Abgaben verhängen. US-Zölle auf Importe belaufen sich nun auf einen effektiven Satz von etwa 15 bis 20 Prozent. Dieser liegt höher, als wir Anfang des Jahres erwartet hatten, und so wurden im Juni Einnahmen von 27 Milliarden Dollar erzielt, wie Daten des Finanzministeriums zeigen. Wie sehr sie das Wachstum beeinträchtigen und die Inflation anheizen, hängt davon ab, wer diese Zölle zahlt. Letztendlich werden sowohl ausländische Lieferanten als auch US-Unternehmen über Gewinnmargen und Verbraucher über die Inflation dafür aufkommen müssen.

Viele Unternehmen haben die Preise noch nicht erhöht, bis sie mehr Klarheit haben. Doch dieser Ausgleich schwindet: Die US-Inflationsdaten für das zweite Quartal zeigen, dass die Preise für langlebige Güter – abgesehen von der pandemiebedingten Ausnahme – so stark gestiegen sind wie seit 1991 nicht mehr. Verbraucher beginnen also einige der Zollkosten zu tragen, insbesondere bei Haushaltsgeräten und Elektronik.

Und auch Unternehmen haben begonnen zu zahlen: Globale Automobilhersteller, die am stärksten von Zöllen betroffen sind, melden große Gewinnabschreibungen. Deshalb ist die Widerstandsfähigkeit der Unternehmensgewinne aus unserer Sicht wichtig. Der Industriesektor – in dem die Lieferketten weltweit am stärksten integriert sind – wird von Herstellern dominiert und spürt wahrscheinlich die größten Auswirkungen der Zölle. Trotz aller Herausforderungen ist der Industriesektor mit einem Plus von 15 Prozent in diesem Jahr bislang der erfolgreichste Sektor im S&P 500, deutlich vor dem Gesamtindex, der lediglich um sechs Prozent zulegen konnte, wie Daten von LSEG zeigen. Woran liegt das? Industrieunternehmen profitieren vom Ausbau der KI-Infrastruktur und anderen wichtigen Themen, die von strukturellen Verschiebungen wie geopolitischer Fragmentierung und dem Anstieg der Verteidigungsausgaben in diesem Jahr angetrieben werden. Deshalb sollten Anleger in diesem Umfeld unterhalb der Sektorebene granular hinschauen und einen aktiven Ansatz wählen, um Chancen nutzen zu können und bessere Renditen zu erzielen.

Der Autor ist Interim Chief Investment für DACH und Osteuropa des Blackrock Investment Institute.

WIRTSCHAFTSBÜCHER

Zweifel am Autopiloten

„Tesla-Files“ erlauben Blick hinter die Kulissen

Anfang August hat ein Gericht in Florida den amerikanischen Elektroautohersteller Tesla wegen eines tödlichen Autopilot-Unfalls vor sechs Jahren zu einer hohen Geldstrafe verurteilt: Tesla muss mehr als 242 Millionen Dollar Schadenersatz zahlen. Die Geschworenen machten Tesla teilweise für einen Unfall verantwortlich, bei dem ein Tesla des Typs Model S mit eingeschaltetem Autopilot-System nach dem Überqueren einer Kreuzung in ein stehendes Fahrzeug fuhr, neben dem die beiden Opfer am Seitenstreifen standen. Der Tesla-Fahrer hatte zuvor das Autopilot-System aktiviert und war zum Zeitpunkt des Unfalls abgelenkt, weil er sich nach seinem Handy bückte, das ihm kurz zuvor auf den Boden gefallen war. Tesla will das Urteil so nicht hinnehmen und will in Berufung gehen. Dennoch hat der Fall für Schlagzeilen gesorgt: Es ist das erste Mal, dass Tesla in einem Gerichtsverfahren um das Autopilot-System für einen Todesfall zu Schadenersatz verurteilt wurde. Tesla war zwar schon mit vielen ähnlichen Klagen konfrontiert, in den früheren Fällen aber wurde das Unternehmen entweder freigesprochen, oder Tesla hat die Klagen mit Vergleichszahlungen an die Kläger vor einem Urteil aus der Welt geschafft.

Zweifel an der Sicherheit des Tesla-Autopiloten gibt es schon lange. Gut dokumentiert sind sie in dem Buch „Die Tesla Files“ der beiden „Handelsblatt“-Investigativjournalisten Sönke Iwersen und Michael Verfürden. Das Buch basiert im Kern auf geheimen Dokumenten, die den beiden von einem Whistleblower zugespielt wurden, zudem auf weiteren Recherchen, die sich später nach und nach ergaben, seien es Gespräche mit enttäuschten Kunden oder ehemaligen Mitarbeitern. Der Whistleblower Lukasz Krupski arbeitete ab 2018 für Tesla in Norwegen und war dort IT-Mitarbeiter auf einer niedrigen Hierarchiestufe, der aber dennoch – zu seinem eigenen Erstaunen – Zugriff auf hochsensible Unternehmensdaten hatte. Er selbst hatte einst davon geträumt, für Tesla arbeiten zu dürfen, doch als er dort auf Ungereimtheiten stieß und mit der Zeit auch noch gemobbt wurde, wuchs die Distanz – bis er sich im November 2022 an die Journalisten wandte, mit dem Anliegen, dass es riesige Probleme bei Tesla gebe. Er könne umfangreiche Daten liefern. Später stellte sich heraus, dass er selbst gar nicht ganz genau wusste, welche Geschichten in den endlosen Excel-Tabellen steckten.

Tatsächlich sind es viele verschiedene. Eine der wichtigsten sind die erheblichen Zweifel am Autopiloten. Die Journalisten finden in den Daten etliche interne Berichte von Kunden über ungewollte Beschleunigungen und automatische Notbremsungen. Die zugespielten Daten enthalten mehr als 2400 Beschwerden über Selbstbeschleunigungen und „mehr als 1500 Probleme mit Bremsfunktionen, darunter 139 Fälle von ungewollten Notbremsungen und 383 Phantombremsungen infolge falscher Kollisionswarnungen“, schreiben die Autoren: „Die Zahl der Crashs liegt bei mehr als 1000“ – manche davon endeten tödlich. Die Journalisten recherchieren etlichen Fällen hinterher. Mithilfe der Daten können die Autoren den vollmundigen Versprechen von Elon Musk die Realität gegenüberstellen.

Das Buch erzählt dabei nicht nur diverse Geschichten aus dem Hause Tesla, sondern vor allem die Geschichte der ganzen Recherche, die sich über rund zwei Jahre zieht: vom ersten anonymen Anruf des Whistleblowers Lukasz Krupski im November 2022, über die anfänglichen Zweifel der Redaktion am Wert der Enthüllungen bis hin zu den internen Debatten, ob man sich wirklich mit Elon Musk, dem reichsten Mann der Welt, anlegen soll. Geschrieben ist das Buch großteils aus Ich-Perspektive von Sönke Iwersen, auch wenn das Buchcover Michael Verfürden als gleichrangigen Ko-Autoren nennt. Dabei bekommt der Leser lehrreiche Einblicke in die Arbeitsweise investigativer Journalisten.

Iwersen erzählt von seinen anfänglichen Zweifeln, wie er die Datenmassen zunächst recht wahllos durchforstet, um zu testen, ob die Daten gefälscht sind. Das liest sich spannend – zumal dabei interessante Nebengeschichten als Beifang heraussspringen. Zum Beispiel als er aus Neugier und Berufserfahrung den riesigen Datensatz einfach mal nach dem Wort „Staatsanwaltschaft“ durchsucht, weil, wie er selbst schreibt, die Erfahrung gezeigt habe, dass Dokumente, die dieses Wort enthalten, „in der Regel eine gewisse Brisanz haben“.

Der Moment, in dem er die Trefferliste auf dem Bildschirm gesehen habe, sei einer der seltsamsten in seinem ganzen Berufsleben gewesen, schreibt Iwersen. Eine der angezeigten Dateien enthielt das Wort „TKÜ“, ein Kürzel für „Telekommunikationsüberwachung“, was Journalisten von Natur aus neugierig macht. Beim Öffnen der Datei wurde es noch interessanter: „Strafsache gegen Jan Marsalek“ stand dort. Aus dem Schreiben ergibt sich, dass die österreichische Staatsanwaltschaft von Tesla die Ortungsdaten eines Tesla-Fahrzeugs eines österreichischen Politikers angefordert hat, weil sie vermutet, dass der Politiker sich als Fluchthelfer des früheren Wirecard-Vorstandes Jan Marsalek verdingt hat, der sich nach dem Milliardenbetrug ins Ausland absetzte und seither international gesucht wird. Als Iwersen merkt, dass sein Whistleblower sich selbst wundert, wieso der Fall Wirecard in den Tesla-Daten auftaucht, war ihm klar, dass die Daten echt sind: „Ich selbst habe den Suchbegriff ausgewählt: Niemand hat das Dokument als Köder ausgelegt“. TILLMANN NEUSCHELER

Sönke Iwersen und Michael Verfürden: Die Tesla-Files – Enthüllungen aus dem Reich von Elon Musk. C.H.Beck, München 2025, 246 Seiten, 26 Euro.